

## «Das Heilig wort Gottes in der Hauptstatt»

Zum theologie- und kirchengeschichtlichen  
Hintergrund der Berner Piscatorbibel

VON RUDOLF DELLSPERGER

Vor 300 Jahren ist die Piscatorbibel in Bern offiziell eingeführt worden.\* Ich möchte heute das Umfeld und den Hintergrund dieses Vorgangs zu beschreiben versuchen und meinen Vortrag in Anlehnung an das berühmte Gemälde aufbauen, auf dem Johannes Dünz in den Jahren 1696/97, also nur gut zehn Jahre nach der Einführung der Piscatorbibel, die Berner Bibliothekskommission dargestellt hat.<sup>1</sup> Im Vordergrund, als dritte Person von links, sitzt, in ein Buch vertieft, der Hauptbearbeiter der Berner Piscatorbibel, der Theologieprofessor Johann Rudolf Rudolf. Ihm und seiner Zeit wenden wir uns zuerst zu. Dann konzentrieren wir uns auf den Hintergrund. Von dorther betrachtet nämlich, wie ich vermute, der Übersetzer und Autor Johannes Piscator, als Bild im Bild, die Szene. Ganz sicher bin ich in diesem Punkt freilich nicht, da es im Augenblick nicht möglich war, sich durch einen Vergleich mit dem in Bern befindlichen Piscator-Porträt darüber Gewißheit zu verschaffen. Aber es ist doch möglich, wenn nicht gar wahrscheinlich, daß es sich so verhält. Gehen wir für heute davon aus: Aus dem Hintergrund blickt Piscator in die Szene. Mit ihm beschäftigen wir uns im zweiten Teil dieses Vortrags. Im dritten Teil schließlich fassen wir gleichsam das Bild als Ganzes ins Auge, bringen Vordergrund und Hintergrund zueinander in Beziehung.

Sie können in diesem Aufbau auch Variationen zu unserem Thema sehen, das ein Zitat ist und aus dem Vertrag stammt, den der Kleine Rat mit dem Verleger Gabriel Thormann am 26. Februar 1681 über das geplante Bibelwerk abgeschlossen hat: «Das Heilig wort Gottes in der Hauptstatt».<sup>2</sup> Johann Rudolf Rudolf, oder: Bern – eine Hauptstadt im Europa des ausgehenden 17. Jahrhun-

\* Vortrag, gehalten am 9. November 1984 im Rahmen der von der Bernischen Bibelgesellschaft veranstalteten Jubiläums-Ausstellung zur Berner Piscatorbibel. Die näheren Umstände von deren Einführung in Bern kamen dabei nicht in Betracht. Auch war es nicht meine Aufgabe, die Berner Ausgabe eingehender zu beschreiben oder deren geschichtlichen Wirkungen nachzugehen. Darüber sprach am 16. November Herr H. R. Michaelsen-Hofer, der mit seiner Gattin zusammen die Ausstellung realisiert hat.

<sup>1</sup> *Klaus Speich*, Die Künstlerfamilie Dünz aus Brugg. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Barockzeit im reformierten Stand Bern, Brugg 1984, 140–145.

<sup>2</sup> *Rudolf Steck*, Die Piscatorbibel und ihre Einführung in Bern im Jahre 1684. Eine Studie zur Vorgeschichte der schweizerischen Bibelübersetzung. Rektoratsrede, Bern 1897, 56–59, das Zitat 57.

derts: so könnte unser erster Teil heißen. Der zweite: Johannes Piscator, oder: «Das Heilig wort Gottes». Der dritte schließlich: Piscator und Bern, oder: «Das Heilig wort Gottes in der Hauptstatt».

## I

Im März 1672 machte sich ein junger Berner Theologe, mit einem Stipendium wohl versehen, auf seine dreijährige akademische Studienreise. Er war am 4. Oktober 1646, im selben Jahr wie Leibniz, zur Welt gekommen, zählte also zur Zeit um die 26 Jahre, stammte aus Zofingen und hatte an der Berner Hohen Schule mit außergewöhnlichem Erfolg Theologie studiert.<sup>3</sup> Seine Eltern hatten der Versuchung, ihm, der doch von Haus aus schon Rudolf hieß, auch noch denselben Vornamen zu geben, offenbar nicht widerstehen können, hatten aber durch den zweiten Rufnamen Johann dann doch noch für Eindeutigkeit gesorgt. Johann Rudolf Rudolf also, von dem es hieß, er beherrsche die lateinischen Klassiker à fond, kenne das Alte Testament großenteils par cœur, und das auf hebräisch, und besitze überdies noch eine besondere Vorliebe für Physik, Mathematik und Philosophie, vor allem für diejenige eines gewissen Renatus Cartesius – dieser Johann Rudolf Rudolf ging im Jahr 1672 zuerst den Weg fast allen theologischen «Fleisches», das sich damals von Bern aus auf Reisen begab: Er ging nach Genf.

Dort hörte er aber nicht beim anerkannten Hüter der Orthodoxie, bei François Turretini nämlich, sondern bei dessen Gegenspieler Louis Tronchin, über den ein Jahr vorher Rudolfs Altersgenosse Pierre Bayle, der nachmalige Verfasser des «Dictionnaire historique et critique», nach Hause geschrieben hatte, er verfüge über ein differenziertes Urteilsvermögen, und seine Vorlesungen seien hervorragend.<sup>4</sup>

Lange hielt es Rudolf in der Calvinstadt aber nicht. Nach wenigen Wochen bereits zog er dorthin, wo Tronchin geistig herkam, in die an der unteren Loire, unweit von Tours gelegene Stadt Saumur. Dort zog man das, was für die reformierte Welt seit der Synode von Dordrecht von 1618/19 ein für allemal feststehen sollte, die konsequente Prädestinationslehre, in Zweifel, vorsichtig zwar, so vorsichtig, daß moderne, in dieser Sprache ungeübte Ohren gut hinhören müs-

<sup>3</sup> *Friedrich Trechsel*, Johann Rudolf Rudolf, Professor und Dekan. Ein Theologenbild der alten Schule: Berner Taschenbuch 1882, 2–6. Das Stipendium war auch ein Zeichen der Anerkennung dafür, dass Rudolf sich bei einer Probevorlesung im Zusammenhang der Neubesetzung des Lausanner Lehrstuhls für Philosophie hervorragend gehalten hatte, ohne aber bei diesem ersten Anlauf zu reüssieren.

<sup>4</sup> *Rudolf Pfister*, Kirchengeschichte der Schweiz II: Von der Reformation bis zum Zweiten Villmerger Krieg, Zürich 1974, 549f. *G. Bonet-Maurry*, Artikel «Tronchin, Ludwig»: Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche XX (1908) 135f.

sen, um die Nuancen zu erkennen, für Zeitgenossen aber immerhin so deutlich, daß die Abweichung offensichtlich war. Moïse Amyrault nämlich, der denselben Jahrgang hatte wie René Descartes (1596), lehrte, daß Gottes Gnade nach ihrer Intention zwar allen Menschen gelte, nicht aber allen auch wirklich zugute komme, weil nicht von allen ergriffen werde. Sie sehen: Dem Resultat nach blieb alles beim alten: Die einen erlangen das Heil, die andern nicht. Aber der Ansatz war ein anderer, ein apologetischer wohl, und die Folgen waren beträchtlich, denn nun trat bei Amyrault an die Seite der biblischen Offenbarung Gottes die Offenbarung in Natur, Gewissen und Geschichte, und an die Seite des unableitbaren, anzuerkennenden Wortes Gottes die ableit- und erkennbare Evidenz. Der bereits genannte Pierre Bayle hat über Amyrault einen Satz geschrieben, der Bände spricht: «Il savoit le monde, et il pouvoit fournir en conversation cent sortes de choses qui étoit hors de son métier.» Überdies war es in Saumur eine ausgemachte Sache, daß die Lehre von der wortwörtlichen Inspiration der Heiligen Schrift im Prüfstand der Wissenschaft nicht zu halten sei.<sup>5</sup>

Nun waren Amyrault und seine Kollegen, die so gedacht hatten, im Jahr 1672, als Rudolf sich nach Saumur begab, bereits verstorben, aber ihr Gedankengut lebte und hatte Schule gemacht. Ob im Verlauf des Jahres, das er dort zugebracht hat, auch Rudolf zum Schüler geworden ist, wissen wir nicht. Wenn, dann ist er es jedenfalls nicht geblieben, denn sonst wäre er in Bern nie und nimmer Professor geworden. Daß er aber später für das, was Pietismus und Aufklärung wollten, nicht blind war, hängt doch wohl mit diesem Stadium in seinem Werdegang zusammen.<sup>6</sup>

Von Saumur aus zog Rudolf weiter nach Paris, zur Stadt des Sonnenkönigs. Da dieser damals mit den Niederlanden gerade Krieg führte, war dem jungen Academicus der Weg dorthin, wo sonst fast jeder bernische Theologe, wenn er reiste, hinging, in die Niederlande eben, verbaut.

So setzte er denn direkt nach England über. Wir wissen wiederum nicht, wie dieses Land, in dem weltbewegende Geschichte auf Schritt und Tritt lebendige Gegenwart war, auf unsern Reisenden gewirkt hat, wissen nicht, ob er erfahren hat, daß in den dortigen Gefängnissen zur Zeit unbotssame Geistliche und Dissenters zu Tausenden auf ihre Befreiung warteten. Wir wissen nur, daß Rudolf

<sup>5</sup> *Max Geiger*, Die Basler Kirche und Theologie im Zeitalter der Hochorthodoxie, Zollikon-Zürich 1952, 101–119, das Zitat 102. *Hans Emil Weber*, Reformation, Orthodoxie und Rationalismus II, Gütersloh 1951, 128–136. *Otto Ritschl*, Dogmengeschichte des Protestantismus III: Die reformierte Theologie des 16. und 17. Jahrhunderts in ihrer Entstehung und Entwicklung, Göttingen 1926, 402–409. *Alexander Schweizer*, Die protestantischen Centraldogmen in ihrer Entwicklung innerhalb der reformierten Kirche II: Das 17. und 18. Jahrhundert, Zürich 1856, 225–438.

<sup>6</sup> *Hanspeter Stucker*, Die Berner Hohe Schule am Übergang von der Orthodoxie zur Aufklärung 1690–1750, Diss. phil. I, Bern 1984 (Typoskript), Abschnitt 2.2.3. und Anhang (Prosopographie).

zu bedeutenden Gelehrten wie dem Judaisten John Lightfoot und dem Philosophen Thomas Hobbes Kontakt suchte und fand, zu Hobbes, der in seinem «Leviathan» von 1651 Religion und Kirche unmißverständlich als Funktionen staatlicher, königlicher Herrschaft beschrieben hatte.<sup>7</sup>

Von England aus führte Rudolfs Weg durch Deutschland zurück nach Bern. Eines, das wissen wir mit Bestimmtheit, hat ihm unterwegs unauslöschlichen Eindruck gemacht, denn davon hat er später immer wieder gesprochen und geschrieben. Ich meine das, was Rudolfs älterer Zeitgenosse Paul Gerhardt in die Worte gefaßt hat:

«Sieh an, mein Herr, wie Stadt und Land  
An vielen Orten ist gewandt  
Zum tiefen Untergang;  
Der Menschen Hütten sind zerstört,  
Die Gotteshäuser umgekehrt.»<sup>8</sup>

Gewiß hat Paul Gerhardt auch andere Verse gemacht, fröhliche, zuversichtliche, und es ist diese Seite an ihm, die wir kennen. Aber die andere gehört dazu:

«Ich hab oft bei mir selbst gedacht,  
Wenn ich den Lauf der Welt betracht,  
Ob auch das Leben dieser Erd  
Uns gut sei und des Wünschens wert,  
Und ob nicht der viel besser tu,  
Der sich fein zeitlich legt zur Ruh.»<sup>9</sup>

Der Dreißigjährige Krieg lag, als Rudolf durch Deutschland zog, schon recht weit zurück, und immer noch ging man durch ödes, verwüstetes, verlassenes Land. Es fehlte an Menschen, die da wieder hätten bauen und bebauen können, es fehlte an Geld und – an Hoffnung.<sup>10</sup>

Bern: welch ein Kontrast dazu! Arme gab es auch hier, und das in nicht geringer Zahl, aber keine landesweite Armut. Man hatte von dem zu leben, was der längst noch nicht intensiv bebaute Boden hergab; Schätze waren keine darunter. Aber man wußte sich danach zu richten. Nur wenige hatten vom großen Krieg profitiert. Für die Bauern hatten, als er im Jahr 1648 endlich zu Ende gegangen war, härtere Zeiten begonnen. Die Wunden des Bauernkriegs von 1653, der auch *damit* zusammenhing, waren noch nicht vernarbt, auch nicht diejeni-

<sup>7</sup> *Trechsel* (Anm. 3) 6–8. *Hartmut Lehmann*, Das Zeitalter des Absolutismus. Gottesgnadentum und Kriegsnot, Stuttgart 1980, 28f.

<sup>8</sup> *Paul Gerhardt*, Wach auf, mein Herz, und singe. Gesamtausgabe seiner Lieder und Gedichte, hg. v. *Eberhard von Cranach-Sichart*, Wuppertal und Kassel 1982, 165, Strophe 8 von «Wie ist so gross und schwer die Last».

<sup>9</sup> ebd., 131, Strophe 1 von «Ich hab oft bei mir selbst gedacht».

<sup>10</sup> Vgl. dazu *Lehmann* (Anm. 7) 105–114.

gen des ersten Villmergerkrieges vom Jahr 1656; die konfessionelle Spannung in der Eidgenossenschaft hielt an. Aber die bernischen Staatsfinanzen waren in Ordnung, und die neuen Schanzen, die während des Dreißigjährigen Krieges gebaut worden waren, hatte man nicht benötigt. Die Maler, Zeichner und Kupferstecher konnten sie als ein unversehrtes Zeugnis militärischer Baukunst festhalten. Unabhängig war man nun auch, aber so hatte man sich auch schon vorher gefühlt, so daß man sich nach 1648 gar nicht beeilte, das bernische Staatswappen dem neuen Stand der Dinge anzupassen. Der Reichsadler und die beiden Berner Bären vertrugen sich darin weiterhin recht gut miteinander.<sup>11</sup>

Kontinuität auch auf kirchlichem Gebiet: An dem, was 1618/19 in Dordrecht festgelegt worden war, sollte nicht gerüttelt werden, auch nicht von Saumur her. In eben dem Jahr, da Rudolf nach Bern zurückkehrte, 1675, unterzeichnete Bern eine theologische Lehrformel, die sogenannte Formula Consensus, die von Zürich, Basel und Genf angeregt worden war und in der Amyraults Gedankengut nachdrücklich abgewiesen wurde. Von da an durfte kein Berner mehr in Saumur studieren.<sup>12</sup>

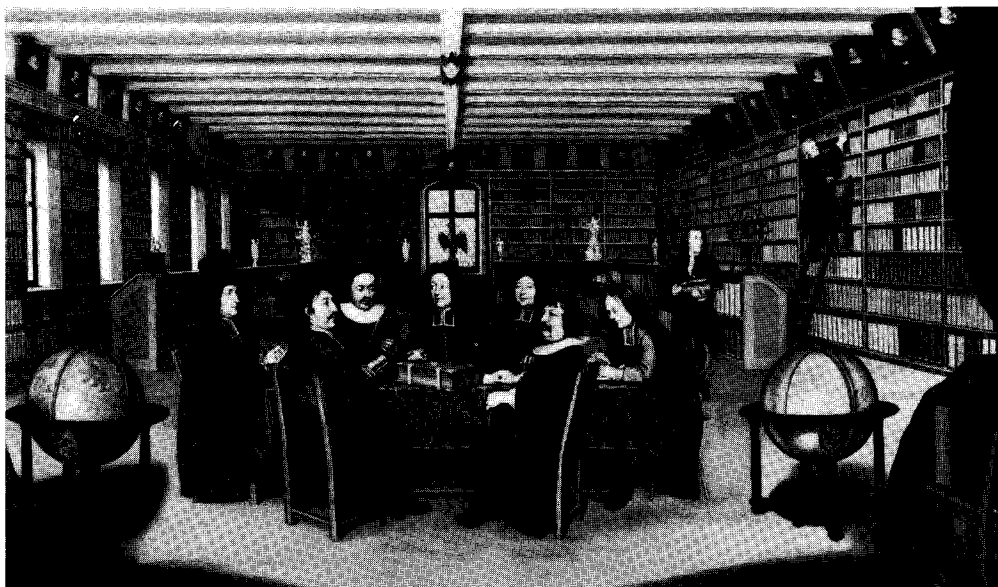
Kontinuität – oder sollte man sagen Stagnation? Es gab damals im Staate Bern Menschen, welche die Lage auch so beurteilt hätten: Menschen, die von einer Fortführung der in ihren Augen steckengebliebenen Reformation träumten, die vom Bekennen auf dem Papier weg zum Bekennen im praktischen Alltag hindrängten; Christen, die sich an englischen und niederländischen religiösen Reformbewegungen orientierten; Kirchenleute, für welche die andauernde Unterdrückung des Täuferniums eine Anfechtung darstellte; Menschen schließlich, die mit vielen ihrer Zeitgenossen aller Nationen und Konfessionen unter dem Eindruck standen, es könnte mit dieser Welt bald einmal ein Ende haben, und die sich nach einer «Hoffnung besserer Zeiten» sehnten, von welcher der Frankfurter Prediger Philipp Jakob Spener eben damals und allem zum Trotz zu reden wagte.<sup>13</sup>

So ungefähr sah die Welt aus, in die Johann Rudolf Rudolf 1675 zurückkehrte und in der dann bald einmal der Plan des piscatorschen Bibelwerks aufkam. Verglichen mit der Welt, die er eben bereist hatte, keine heile, aber doch eine heilere Welt. Das hat dann auch im Vorwort zur Berner Piscatorbibel seinen Niederschlag gefunden. Rudolf schreibt dort, an die Gnädigen Herren gewandt, und in diesen Worten spiegelt sich das Zeitalter Ludwigs XIV.: «An stat

<sup>11</sup> *Karl Wälchli*, Von der Reformation bis zur Revolution: Berner – deine Geschichte. Landschaft und Stadt Bern von der Urzeit bis zur Gegenwart, Wabern-Bern 1981, 107–150, bes. 127–137. *Richard Feller*, Geschichte Berns, Bern <sup>2</sup>1974, II 524–569, III 9–38.

<sup>12</sup> *Schweizer* (Anm. 5) 439–502. *Geiger* (Anm. 5) 99–139. *Kurt Guggisberg*, Bernische Kirchengeschichte, Bern 1958, 298–304. *Pfister* (Anm. 4) 486–498.

<sup>13</sup> *Rudolf Dellsparger*, Die Anfänge des Pietismus in Bern. Quellenstudien, Göttingen 1984, 30–38 (Arbeiten zur Geschichte des Pietismus 22).



*Die Berner Bibliothekskommission 1696*  
Öl/Leinwand, 117 × 195 cm, von Johannes Dünz  
Burgerbibliothek Bern



daß viel andere / entweder in dem blut-triessenden kriegs-jammer ihre wohnungen verherget und cyngeschert gesehen / und ihr haab und gut den triumphwägen der sig-prangenden feinden zur zierde hinderlassen: oder auch in den wütenden verfolgungen hin und her vertriben keumerlich ihr leben gefristet / und von allem dem ihrigen nichts anders als ein trauriges nachdencken darvon gebracht» – statt dessen habe man in bernischen Landen unter Gottes und Ihro Gnaden Regiment den Segen des Friedens genießen dürfen.<sup>14</sup>

Die Berner Piscatorbibel ist unter solchen Umständen zustande gekommen. Ein nächstes großes Werk, das man sich damals vornahm, sollte die Bibliotheksrevision sein, auch dies eine Aufgabe für Rudolf, deren glückliche Vollen- dung eben Johannes Dünz' Gemälde verherrlicht, auf dessen Vordergrund wir uns jetzt bezogen haben.<sup>15</sup>

Vorher sollte freilich noch eine ganz andere, größere Aufgabe auf Bern zu- kommen: Die Sorge für die hugenottischen Glaubensbrüder und -schwestern, für die im Reich Louis' XIV. kein Platz mehr war.<sup>16</sup> Übrigens demonstrierte dieser König eben in dem Jahr, da Rudolf die Arbeit an der Piscatorbibel auf- nahm, 1681, einmal mehr, daß er seine bisherige Außenpolitik entschlossen fortführen werde: Er annektierte Straßburg, und Bern kam nicht darum herum, ihm dazu auch noch zu gratulieren. So weit war es mit der Unabhängigkeit nun auch nicht her.

Straßburg in der Hand *des* katholischen Herrschers, Straßburg, die Stadt Martin Bucers, Wolfgang Capitos, die Geburtsstadt Johannes Piscators...

## II

Dort nämlich ist Johannes Fischer am 27. März desjenigen Jahres, in dem Mar- tin Luther starb, 1546, zur Welt gekommen.<sup>17</sup> 1646 war Rudolfs Jahrgang. Wir überspringen, indem wir uns nun auf den Hintergrund unseres Bildes konzen- trieren, ein Jahrhundert.

Johannes Fischer hat Zwingli nur noch vom Hörensagen und durch dessen Schriften gekannt. Die Leitung der Zürcher Kirche lag bei Heinrich Bullinger.

<sup>14</sup> Berner Piscatorbibel, einleitende Anrede der «Kirchen- und Schul-Diener» an Schult- heiß, Großen und Kleinen Rat, 1. 1. 1684, unpaginiert.

<sup>15</sup> *Hans Strahm*, Die Berner Bibliotheken von ihren ersten Anfängen bis zur großen Re- organisation von 1693: Bibliotheca Bernensis 1974, hg. v. der Burgergemeinde Bern, Bern 1974, 13–44, bes. 22–35.

<sup>16</sup> *Eduard Bähler*, Kulturbilder aus der Refugientenzeit in Bern (1685–1699): Neujahrs- blatt, hg. v. Historischen Verein des Kantons Bern für 1908, Bern 1908.

<sup>17</sup> *F.L. Bos*, Johann Piscator. Ein Beitrag zur Geschichte der reformierten Theologie, Kampen 1932 (grundlegende Studie mit weiteren Literaturangaben). *E.F.K. Müller*, Artikel «Piscator, Johannes»: Realencyklopädie (Anm. 4) XV (1904) 414f. *Walter J. Ong*, S.J., Johannes Piscator: One Man or a Ramist Dichotomy? Sonderdruck aus: Harvard Library Bulletin, Vol. III, No. 2, Cambridge Mass., Spring 1954.



In Genf wirkte Johannes Calvin, und die Berner Kirche stand damals vor der folgenschweren Entscheidung, welchem der drei Wegweiser – Luther, Zwingli oder Calvin – sie folgen solle.

Die Reformation war, als Johannes Fischer zur Welt kam, noch nicht über den Berg. In Trient tagte damals das Konzil, und der Schmalkaldische Krieg brachte sie ernsthaft in Gefahr. In Straßburg selber wirkte sich das wenig später so aus, daß Bucer die Stadt verlassen mußte.<sup>18</sup> Die Reformation war wirklich noch nicht über den Berg, aber Fischers Eltern, Menschen einfachen Standes, hielten treu zu ihr. Daß ihr Knabe bald nicht mehr Fischer, sondern Piscator hieß, lag nicht an ihnen, sondern am humanistischen Gymnasium sturmschen Zuschnitts, das der Junge dank der Weitsicht seines Vormunds – der Vater starb früh – besuchen konnte. Er sollte ein piscator hominum, ein Menschenfischer, werden.

Auch in Straßburg, nicht nur in Bern, schieden sich damals die Geister an Luther und an Zwingli. Piscator, hierin vorerst ein gelehriger Schüler seines Lehrers Johannes Marbach, votierte für Luther und ging deswegen zwecks weiterer Studien nicht nach Wittenberg, denn dort, ging die Rede, sei man mittlerweile zwinglianisch geworden, sondern nach dem streng lutherischen Tübingen, wo Jakob Andreae den Ton angab. Dort geschah, was so oft geschieht: Die einseitige Kost weckte bei dem selbständiger werdenden Studenten den Appetit nach dem, was da gemieden wurde: Er las Calvins «Institutio», und als er 1571 als theologischer Lehrer in seine Vaterstadt zurückkehrte, geschah dies nur noch für kurze Zeit, denn aus Tübingen folgte ihm der Ruf, orthodox im lutherischen Sinn sei er nicht mehr – eine Tatsache, die Piscator in seinen Vorlesungen denn auch nicht verleugnete und derentwegen schließlich auch er aus Straßburg weichen mußte. Das war 1573. Der Gang ins Exil gehörte in diesen Jahrzehnten zum Berufsrisiko eines Theologen.

Damals begannen für Piscator elf harte Jahre, es begann ein Leben von der Hand in den Mund, das einen lehrte, was es hieß, «der mensch lebe[t] nicht von brot alleine / sondern von einem jeglichen wort / das durch den mund GOTTes ausgehet». So hat Piscator später Matthäus 4, 4 übersetzt. Heidelberg, Siegen im Naßauischen, Neustadt an der Haardt in der Kurpfalz und Mörs am Niederrhein waren die wichtigsten Stationen dieser Jahre. Immer wieder ging da eine Tür auf, schloß sich aber bald auch wieder, bedingt durch kollegiale Intrigen, durch landesherrliche Konfessionswechsel, durch Kriege. Treu begleitet haben Piscator in diesen Jahren seine Frau, Ottilia Sinzing, die Freundschaft des Mitverfassers des Heidelberger Katechismus, Caspar Olevianus, dessen Büchlein, der «Heidelberger», und natürlich die Bibel Alten und Neuen Testaments.

<sup>18</sup> *Gottfried W. Locher*, Die Zwinglische Reformation im Rahmen der europäischen Kirchengeschichte, Zürich und Göttingen 1979, 454–459.

Schließlich hatte auch diese Zeit ein Ende. Auf sie folgten 41 Jahre stetigen Lehrens und Forschens an derjenigen Hohen Schule, die vom Grafen Johann VI. von Nassau in Herborn am 1. Januar 1584 eröffnet wurde.<sup>19</sup> Piscator stand dort in hohem Ansehen und durfte überdies an der Seite seines Freundes Olevianus arbeiten. Gingen die beiden miteinander durchs Städtchen, so sagten die Leute, da gingen Luther und Melanchthon.<sup>20</sup> Das bezog sich nicht auf die Konfession – in Nassau war man entschieden reformiert –, sondern auf das Aussehen, das Temperament, den Stil: Piscator war wie Melanchthon von schmächtiger Gestalt und scheint ihm auch sonst in vielem ähnlich gewesen zu sein.

41 Jahre lang hat Piscator in Herborn vor allem eines getan: Die Bibel erforscht und erklärt.<sup>21</sup> Eine, wenn nicht *die* Frucht dieser Arbeit war die Bibelübersetzung, die in den Jahren 1602 bis 1604, vom Landesherrn angeregt, in Herborn erschienen ist und mit der Johann Rudolf Rudolf ebenso von Amtes wegen sich nun – 1681 und in den folgenden Jahren – zu befassen hatte.

### III

Wenn wir nun den Vordergrund *und* den Hintergrund, Rudolf *und* Piscator ins Auge fassen, dann stellt sich die Frage, was überhaupt es da für Rudolf zu tun gab. Ich meine, ist eine Bibelübersetzung nicht einfach eine Bibelübersetzung, die man, wenn man sie schon übernimmt, nachdruckt und damit basta? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir etwas weiter ausholen.

Man sagt, Piscators Übersetzung sei sprachlich kein Wurf, sie wirke im Vergleich zu derjenigen Martin Luthers hölzern und spröde. Das ist richtig und zugleich ungerecht. Was daran richtig ist, liegt so klar auf der Hand, daß man es gar nicht zu wiederholen braucht. Hingegen muß das, was daran ungerecht ist, kurz gesagt sein. Zuerst hatte nämlich auch Piscator einfach daran gedacht, die Übersetzung Martin Luthers überall dort, wo sie verbesserungsbedürftig war, nur gerade zu überarbeiten.<sup>22</sup> *Daß* sie verbesserungsbedürftig war, stand nach

<sup>19</sup> Gerhard Menk, Die Hohe Schule Herborn in ihrer Frühzeit (1584–1660). Ein Beitrag zum Hochschulwesen des deutschen Calvinismus im Zeitalter der Gegenreformation, Wiesbaden 1981 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau XXX). Von der Hohen Schule zum Theologischen Seminar Herborn 1584–1984. Festschrift zur 400-Jahrfeier im Auftrag der Stadt Herborn, hg. v. J. Wienecke, Herborn 1984.

<sup>20</sup> Bos (Anm. 17) 27.

<sup>21</sup> Einen knappen und zugleich informativen Überblick über Piscators exegetisches Œuvre gibt Menk (Anm. 19) 244–246. Zu Piscators Berufung an die Hohe Schule Herborn ebd. 37, zu deren Ausstrahlung ebd. 51–53.

<sup>22</sup> Zur Entstehung des Piscatorschen Bibelwerks vgl. Bos (Anm. 17) 45–51. Heinrich Schlosser, Die Piscatorbibel. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Bibelübersetzung, Teildruck Heidelberg 1908, 25–36. Menk (Anm. 19) 272–274. Wilhelm Gundert, Artikel «Bibelübersetzungen IV»: Theologische Realenzyklopädie VI (1980) 266–299, bes. 272. Ernst Staebelin, Amandus Polanus von Polansdorf, Basel 1955, 89.

einem guten halben Jahrhundert intensiver protestantischer Arbeit an der Bibel außer Frage, erst recht für einen Meister der hebräischen und griechischen Sprache, wie Piscator einer war. Dieser mußte aber bald einmal einsehen, daß er sich damit die Finger arg verbrannt hätte, denn diesen «Dienst» am «seligen Luther» hätten sich die Lutheraner von einem Reformierten nie und nimmer gefallen lassen.

Also machte sich Piscator an eine eigene, neue Übersetzung. Daß er Luther sprachlich nie erreichen würde, brauchte man ihm nicht erst zu sagen. Das wußte er. Aber er hätte so etwas nicht einmal dann gewollt, wenn er es gekonnt hätte. Denn die Aufgabe war doch zu Beginn des 17. Jahrhunderts nicht mehr die, den Menschen die Bibel überhaupt erst in die Hand zu geben, sie ihnen – Sie werden diesen etwas gewagten Ausdruck nicht mißverstehen – mundgerecht zu machen. *Diese* Aufgabe hatten Luther und die Zürcher in je ihrer Weise erfüllt. Jetzt ging es darum, den protestantischen Christen die Bibel in ihrer Ganzheit und im Detail weiter nahezubringen. Hatte Luther beim Dolmetschen zu Recht noch dem Volk aufs Maul geschaut, so schaute Piscator nun den Propheten und Aposteln aufs Maul, und die deutsche Sprache hatte sich *dem* anzuschmiegen, was diese mit Grund so und nicht anders gesagt hatten. Das durfte dann ruhig etwas holperig tönen, wenn es nur stimmte, denn Piscators Ehrfurcht vor dem Wortlaut des biblischen Urtextes war unbeding.

In diesem Sinn tut man Piscator Unrecht, wenn man ihn immer wieder mit Luther vergleicht. Nicht *dieser* war sein Maßstab, sondern der Text und sein, Piscators, kirchlicher Kontext. Ich meine, es ehre ihn, daß er das gesehen und sich so und nicht anders entschieden hat. Nebenbei: Kirchengeschichte wird eintönig und zu einer Angelegenheit von Zerrbildern, wenn man alles und jedes anhand angeblich geeichter Maßstäbe klein macht.

Zurück zu Piscator: Seine und seines Landesherrn Grundentscheidung, die Menschen die Bibel besser verstehen zu lehren, hatte Folgen. Denn wenn *dies* erreicht werden sollte, dann war es mit einer bloßen Übersetzung nicht getan. Dann genügten auch detaillierte Inhaltsangaben zu einem jeden Buch und Kapitel, auch Verweisstellen nicht. Dann war der Text selber zu erklären, durchsichtig zu machen, und das heißt: Begriffe, für die es ein treffendes deutsches Wort nicht gab, waren zu erläutern, und zwar so, daß immer unmißverständlich klar blieb, was Text und was Erläuterung war; Bezüge waren herzustellen, exegetische Einsichten weiterzugeben, mit einem Wort: Man benötigte nicht nur eine übersetzte, sondern eine zugleich erklärte Bibel. Und wollte man – und Piscator und sein Landesherr wollten dies –, daß in einer Zeit grassierender Seuchen, häufiger Kriege und eines höchst rudimentären Gesundheitswesens die Christen auch dann geistliche Nahrung hatten, wenn kein Pfarrer mehr da, das kirchliche Leben unterbunden oder der Gang zum Gottesdienst unmöglich geworden war, dann brauchte man eine Bibel, die nicht nur Exegese, sondern auch Predigt, Anrede, Lehre enthielt, kurz und gut: man brauchte nicht nur

eine Bibelübersetzung, sondern ein Bibelwerk.<sup>23</sup> Piscator hat ein solches geschaffen. Etwas Vergleichbares hat es vor ihm nicht gegeben. Dahinter steckt im Grund ein erstaunliches Konzept von Erwachsenenbildung, das freilich nicht nur landesväterlicher Fürsorge, sondern auch landesherrlichem Leitungswillen entsprungen ist; aber das eine ohne das andere gab es damals nicht.

Nun ahnen wir bereits, daß Rudolf und Pfarrer Johann Jakob Blauner, der ihm an die Hand gehen sollte, zu tun bekamen, denn die Vorlage war nun bereits achtzigjährig, und zudem wollte man «das Heilig wort Gottes in der Hauptstatt» Bern und nicht in Herborn haben.<sup>24</sup> Der eine Teil der Arbeit war leicht, mit Strichen zu erledigen: Die sogenannten Lehren, die übrigens zum größten Teil gar nicht von Piscator stammten, der erbauliche Teil der Piscatorbibel also, mußte in der Berner Ausgabe wegfallen. Das Werk wäre so zu umfangreich geworden. Was man wollte, war eine «handliche», preisgünstige Ausgabe. Aber hinter der Entscheidung, die «Lehren» wegzulassen, steckte mehr. Was Gottes Wort zu *bedeuten* habe, das zu sagen wollte man sich in Bern selber vorbehalten. Daß das «Wort zum Sonntag» zuhause in der guten Stube lesbar, hörbar oder gar sichtbar würde, das hätte man damals ganz einfach nicht gewollt. Man scheute sich auch nicht, das offen zu sagen.<sup>25</sup> Gewiß war es damals in bernischen Landen mit dem Predigtbesuch vielerorts nicht eben weit her, wollte man sich also nicht auch noch selber konkurrenzieren, ganz abgesehen davon, daß der Gottesdienst ja mehr war als Verkündigung, auch Vorläufer des heutigen Amtsanzeigers nämlich. Aber hinter dieser Entscheidung steckte doch auch theologische Einsicht, die nicht so ohne weiteres abzutun ist: Denn was das Wort Gottes mir heute, im Jahr 1984 zu bedeuten habe, das hole ich mir bei aller Liebe zur Geschichte auch nicht aus der Bibliothek meines Großvaters vom Jahrhundertbeginn. Zudem wollte man damals in Bern nicht, daß «christliche Gemeinde» zu einem Fremdwort würde.

Die «Lehren» also waren einfach zu streichen. Die Inhaltsangaben und Verweisstellen boten für die Bearbeiter ebenfalls keine allzugroßen Probleme. Wie aber stand es mit dem Kommentar? Im Vorbericht der Bearbeiter wird dazu

<sup>23</sup> Vorrede Johannis Piscatoris An den Christlichen Leser, Berner Piscatorbibel 1684.

<sup>24</sup> Zu den Beziehungen zwischen der Herborner Hohen Schule und Bern vgl. *Menk* (Anm. 19) 303f. Literatur zum Thema «Piscator und Bern»: *Johann Jacob Mezger*, Geschichte der Deutschen Bibelübersetzungen in der schweizerisch-reformirten Kirche von der Reformation bis zur Gegenwart, Basel 1876, Reprint Nieuwkoop 1967 (190–302). *Steck* (Anm. 2). *Adolf Fluri*, Bern und die Piscatorbibel: Blätter für Bernische Geschichte XIII (1917) 263–296. Derselbe, Bern und die Bibel: ebd. XII (1916) 342–355. *Wilhelm Hadorn*, Die deutsche Bibel in der Schweiz, Frauenfeld und Leipzig 1925. *Franz Vollenweider*, Piscator und Bern: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde 1946, 69–74.

<sup>25</sup> Bericht an den Christlichen Leser, Berner Piscatorbibel 1684: Niemand soll einen «Vorwand» haben, «von den öffentlichen versammlungen / Gottes wort anzuhören / sich zu eusseren».

vermerkt: «... wie in der unvollkommenheit dises lebens / da unsere erkenntnuß in göttlichen dingen nur stuckwerck ist / under den Gotts-gelehrten allezeit unterschiedliche meynungen gewesen in außlegung verschiedener orten H. Schrift / die doch den grund und das fundament der Seligkeit nicht berühren / und also ohne sonderbaren nachtheil und verlust deß heils platz haben können: So hat Hr. Piscator auch etwelche sonderbare meynungen in seinen erklärungen / fürnemlich über die Schrifft des N. Test. hin und her blicken lassen / welche in hiesigen landen nicht angenommen / und weder in Kirchen noch Schulen gelehret werden...»<sup>26</sup>

Wird hier nicht um den heißen Brei herum geredet? Welches waren denn diese «sonderbaren meynungen» des Herrn Piscator, die da wortreich umrankt, aber nicht benannt werden? Hätte es sich dabei um vertretbare, nur etwas schrullige theologische Lieblingsideen gehandelt, wie wohl ein jeder sie hegt und pflegt, warum dann dieser verblühte Hinweis?

Geht man der Sache weiter nach, dann macht man die verblüffende Feststellung, daß in der erwähnten Formula Consensus vom Jahr 1675 zumindest eine «sonderbare meynung» des Herrn Piscator «gar nicht gut [ge]heissen» wird, und das in einem Atemzug mit dem, was die ebenfalls bereits genannten Theologen von Saumur einem an Problemen aufgaben.<sup>27</sup> Es geschah dies nur ohne Namensnennung, und überdies wurde die Konsensusformel nur handschriftlich verbreitet. Deshalb kamen die Bearbeiter der Piscatorbibel zwar nicht darum herum, auf diesen wunden Punkt hinzuweisen, konnten das aber auch so diskret tun, daß nur der Wissende etwas damit anzufangen wußte: sapienti sat.

Was auf uns Heutige eben nicht zutrifft. Worum ging es? Lassen Sie mich das Problem vorerst lokalisieren und es dann erst auch benennen.

Des Menschen Trost im Leben und im Sterben beruht allein auf der völligen Hingabe, auf der hohepriesterlichen Mittlerschaft Jesu Christi. So sagten es die Reformatoren, und zwar unisono. So sagt es auch Johannes Piscator, wenn er schreibt, es komme alles darauf an, daß der Mensch «erkenne Jesum Christum / als den Mittler / welcher alle auserwehlte menschen durch sein leiden und sterben mit Gott versühnet / und bei ihm wider zu gnaden gebracht hat».<sup>28</sup> Das ist das Zentrum reformatorischer Theologie.

Piscators Problem ist nun nicht, *für wen* denn Christus sich ins Mittel gelegt habe. Das war Moïse Amyrauts Frage, welche dieser so beantwortete: Das gilt für alle Menschen, genauer: für alle, die glauben, und glauben *können* alle, nur *tun* es nicht alle. Das ist eine im Grund moderne Auskunft, die dem Menschen eine Möglichkeit eröffnet: Er hat die Wahl. Dazu sagt Piscator kategorisch nein:

<sup>26</sup> Ebd.

<sup>27</sup> Formula Consensus Oder: Form der Ubereinstimmung Der Reformierten Eydenößischen Kirchen, <sup>3</sup>1712, Lehrsätze 15 und 16.

<sup>28</sup> Wie Anm. 23.

Die Wahl hat Gott allein. Was Christus getan hat, gilt nur für diejenigen Menschen, die Gott nach seinem unergründlichen Ratschluß erwählt hat.<sup>29</sup> Sein, Piscators, Problem ist nicht die Frage: Wem gilt sie, die Mittlerschaft Jesu Christi, sondern die auf den ersten Blick viel entlegener Frage: *Worauf beruht sie, diese Mittlerschaft?*<sup>30</sup>

Antwort: Darauf, daß Christus das war, was Adam nicht war und nicht ist: gehorsam gegenüber Gott und damit gerecht vor Gott. Und um eben diesen Gehorsam Christi kreisen nun Piscators Gedanken, denn damit ist, wenn Gott will, das für mich, Johannes Piscator, Entscheidende geschehen: Dadurch, daß Christus, der Gehorsame, aus freien Stücken das auf sich genommen hat, was ich, der Ungehorsame, verdient hätte: den Tod, damit bin ich nicht mehr dem Tod verfallen, sondern bin im Glauben frei und ledig und darf leben. Das für mich, Johannes Piscator, Entscheidende ist am Kreuz, am Karfreitag, geschehen; nicht in der Wüste, wo Christus dem Versucher tapfer widerstanden hat, nicht in Galiläa und nicht in Jerusalem. Zwar war Christus auch in diesem seinem Leben in exemplarischer Weise gehorsam, hat er, er allein, den Willen Gottes erfüllt. Aber das tat er für sich, gleichsam als Vorbereitung auf das, was er dann für andere getan hat. Deshalb kann ich mir *davon* nichts abschneiden. Auf die lateinischen Begriffe gebracht heißt das: Was für mich, Johannes Piscator, zählt, ist nicht *der* Gehorsam, den Christus in seinem Leben bewiesen hat, seine *oboedientia vitae*. Was zählt, ist allein die Tatsache, daß er gehorsam war «bis zum Tod am Kreuz», seine *oboedientia mortis*.

Was denn soll daran ein Problem sein? Eben diese Unterscheidung von Lebensgehorsam und Sterbensgehorsam Jesu Christi und die unterschiedliche Bedeutung dieser beiden, die Reduktion auf den Kreuzestod als den Grund des Heils. Es war für viele Zeitgenossen ein unannehmbarer Abzug, den Piscator da

<sup>29</sup> Piscator ging in dieser Frage bekanntlich so weit, daß er in 1. Tim. 2,4, wo von Gottes Erwählung in einem umfassenden Sinn die Rede ist, mit «allerlei Menschen» statt mit «allen Menschen» übersetzte.

<sup>30</sup> Zum Problem: *Karl Rudolf Hagenbach*, Lehrbuch der Dogmengeschichte II, Leipzig <sup>2</sup>1847, 376f. *Alexander Schweizer*, Die Glaubenslehre der evangelisch-reformierten Kirche. Dargestellt und aus den Quellen belegt, II, Zürich 1847, 17–19. *Alexander Schweizer*, Die protestantischen Centraldogmen (Anm. 5), 380–391. *Matthias Schneckenburger*, Zur kirchlichen Christologie. Die orthodoxe Lehre vom doppelten Stande Christi nach lutherischer und reformierter Fassung, Pforzheim <sup>2</sup>1861, 58–73. *Albrecht Ritschl*, Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung I, Bonn 1870, 224, 261–269 (in Auseinandersetzung mit *Schneckenburger*). *Otto Ritschl* (Anm. 5), v. a. 260 und 332 (Arminius beruft sich auf Piscator!). *Bos* (Anm. 17) 71–146. *Hans Emil Weber* (Anm. 5) II, 201f. *Heinrich Hepp*, Die Dogmatik der evangelisch-reformierten Kirche. Dargestellt und aus den Quellen belegt, neu durchgesehen und hg. v. *Ernst Bizer*, Neukirchen <sup>2</sup>1958, 355–387, bes. 370–373. *Max Geiger* (Anm. 5) 270–282. *Jürgen Moltmann*, Christoph Pezel (1539–1604) und der Calvinismus in Bremen, Bremen 1958, 128–135 (Hospitium Ecclesiae 2). *Otto Weber*, Grundlagen der Dogmatik II, Neukirchen 1962, 248f.

vornahm. Da wurde der ganze Christus gleichsam halbiert, «verkleinert», wie man sagte. Daß er, der mit dem Vater von Ewigkeit her eine Sohn, in seinem Leben Gott hätte Gehorsam *schuldig* sein sollen, und das nicht für andere, sondern für sich allein, das war inakzeptabel. In Deutschland und in der Schweiz so gut wie in Frankreich, den Niederlanden, England und Schottland ist darüber eine immer wieder aufflackernde theologische Debatte entbrannt.<sup>31</sup> In Frankreich ist Piscator deswegen im Jahr 1603 von der Nationalsynode von Gâp sogar verurteilt worden. Die Ablehnung wird auch noch in der Konsensusformel sichtbar<sup>32</sup>, und verwischte Spuren davon finden sich auch in Rudolfs Vorbericht zur Piscatorbibel.

Ernsthafte Theologie in Ehren. Aber ist denn das nicht theologische Haarspalterei? Nicht doch. Die Lösung, die man damals für das Problem gesucht hatte, mag heute fremdartig wirken. Die Anliegen des Glaubens aber, die *dahinter* stecken, sind damit noch längst nicht erledigt, ganz zu schweigen von den gewichtigen philosophischen Vorentscheidungen, die mit im Spiel sind, auf die wir aber hier nicht näher eingehen können.<sup>33</sup> Nennen wir wenigstens diejenigen Gründe, die Piscator für sich glaubte in Anspruch nehmen zu können:

<sup>31</sup> Vgl. Anm. 30. *Ernst Staebelin* (Anm. 22) 50f.

<sup>32</sup> Lehrsatz 16 der Formula Consensus in bezug auf Piscator: «...können wir gar nicht gut heißen / die entgegen gesetzte Lehr derjenigen / welche ... die Gerechtigkeit Christi in eine wirkende und leidende also abtheilen / daß sie sagen / daß er die wirkende Gerechtigkeit ihm selbst als die seinige zueigne / die leidende Gerechtigkeit aber den Außerwählten schencke und zurechne (... qui justitiam Christi activam & passivam ita partiuntur, ut asserant, activam eum sibi pro sua vindicare, passivam vero demum Electis donare & imputare).» Nach *Bos* 86f. hat Piscator die aus dem Luthertum herkommende Terminologie *oboedientia activa* bzw. *passiva*, deren auch die Verfasser der Konsensusformel sich bedienen – sie ersetzen nur den Begriff der *oboedientia* durch den der *justitia Christi* –, konsequent vermieden.

<sup>33</sup> Eine luzide Darstellung von Piscators Position findet sich bei *Jürgen Moltmann* (vgl. Anm. 30): «Von der ramistischen Reform und Reinigung der Theologie von allen ontologischen und scholastischen Zusätzen beseelt, hatte Piscator die Eliminierung metaphysischer Begriffe in der Christologie konsequent durchgeführt.» Seine Christologie ist rein mediatorisch, seine Rechtfertigungslehre rein imputativ. «Die lutherische Interpretation der biblischen Zeugnisse» (Osiander, Flacius, Brenz) «galt in seinen Kreisen, wie auch bei den Zürchern, als der eigentliche Sündenfall, den die Theologie mit ihren menschlichen additamenta vollzogen habe.» Den Vorwurf des «Nestorianismus», den er sich damit zuzog, nahm Piscator in Kauf. «Seine Christologie ist nach dem ramistischen Programm des Antiaristotelismus rein funktional gedacht und mediatorisch aufgebaut. Die Substanz des Heilswerkes Christi ist nicht die gottmenschliche Person in der konkreten Einheit beider Naturen, sondern die Bestimmung, das Amt und die mediatorische Funktion, die Christus in seinem leidenden Gehorsam «*quatenus homo*» erfüllt hat. Der «Tod Christi» ist eine Metonymie für sein satisfaktorisches Erleiden des Zornes Gottes gegen die Sünde des menschlichen Geschlechtes. Die Voraussetzung dafür ist, daß Christus für seine eigene menschliche Person das Gesetz Gottes in vollkommenem, aktivem Gehorsam erfüllt hat.» Christi Gesetzeser-

1. Da war einmal Piscators unbedingte Ehrfurcht vor Gottes Wort. Er glaubte dieses Wort in diesem Punkt so und nicht anders verstehen zu müssen. Die Schrift, so sagte er immer wieder, schreibe die Sündenvergebung unzweideutig Christi Leiden und Sterben zu. Das war Piscators biblisch-theologisches Argument.

2. Sein zweites war rational-theologischer Art. Es ging Piscator dabei um die Gerechtigkeit und damit um die Ehre Gottes. Gott, so sagte er, läßt sich nicht doppelt, gleichsam mit Zins und Zinseszins, heimzahlen, was der Mensch ihm schuldet. Eines von beidem ist ihm genug, *entweder* der Lebensgehorsam *oder* der Todesgehorsam Jesu Christi.

3. Piscators drittes Argument war ethischer Natur: Er wollte den Willen, das Gesetz Gottes, unbedingt ernst genommen wissen, auch und gerade von einem *im Glauben gerechtfertigten Christen*. *Rechtfertigung aus Gnaden und im Glauben allein* durfte nie und nimmer zu einem sanften Ruhekitzel werden. Der Glaubende sollte sich von *seiner* Verpflichtung zur *oboedientia vitae* nicht durch den Hinweis auf Christi Stellvertretung auch in diesem Punkt dispensieren können. Gottes *guter* Wille blieb für Piscator *guter Wille* Gottes. Umgekehrt war er der Meinung, daß man das Evangelium durch das Gesetz ersetze, wenn man Christi Gesetzesgehorsam Heilsbedeutung beimesse.

Das waren Piscators Gründe. Sie haben Gewicht, freilich auch diejenigen, welche ihm entgegengehalten wurden. Ich nenne nur gerade deren zwei:

1. Ist nicht das Sterben Jesu Christi das Siegel unter sein Leben, das Leben Jesu Christi sein Weg zum Kreuz? Wenn, wie heutzutage gesagt worden ist, die Evangelien, so paradox es tönen mag, den Weg des Auferstandenen zum Kreuz beschreiben<sup>34</sup>, dann ist es nicht unproblematisch, Leben und Sterben Jesu Christi so auseinanderzuidividieren, wie Piscator das getan hat.

2. Damit, daß Piscator zwischen *oboedientia vitae* und *oboedientia mortis* Jesu Christi unterschied und nur der letzteren Heilsbedeutung beimaß, hat er im reformierten Raum einen Gedanken aufgebracht, der in der lutherischen

füllung dispensiert den gerechtfertigten Menschen nicht von der eigenen Gesetzeserfüllung, «sondern stellt ihn vielmehr wieder in das ursprüngliche Verhältnis zum Gesetz innerhalb des Bundes Gottes». Die Sakramente sind für Piscator Zeichen dieses Bundes, das Abendmahl hat Gedächtnis- und Zeugnischarakter, dient der Stärkung des Glaubens und der Gemeinschaft mit Christus. Die Frage, wo der Leib Christi sei, ist falsch gestellt. Piscator kennt «keine ›mystische‹ Christusgemeinschaft im Sinne der calvinischen ›concorporatio›, sondern nur eine ›ethische‹ Christusgemeinschaft im Sinne der ramistischen ›consociatio›». Das Abendmahl bezeichnet den «ethischen Gnadenbund gegenseitiger Liebe», die «mutua Christi et fidelium obligatio ad sese mutuo amandum, nec non inter ipsos amor» – Vgl. die Beilagen IV bis VIII bei *Bos* 242–248 und *Ernst Salomon Cyprian*, *Clarorum virorum epistolae CXVII e bibliothecae Gothanae autographis*, Leipzig 1714.

<sup>34</sup> *Willi Marxsen*, Einleitung in das Neue Testament. Eine Einführung in ihre Probleme, Gütersloh 1963, 119.



Kirche bereits vorher abgelehnt worden war. Hier gleicht Piscator Philipp Melancthon in der Tat.<sup>35</sup> Es ging bei der ganzen Frage *auch* darum, den zwischen den protestantischen Konfessionen ohnehin bereits vorhandenen Graben nicht ohne Not noch mehr zu verbreitern.

Daran hatte nun freilich auch Piscator kein Interesse. So ließ er es denn geschehen, daß der Sturm, den er da heraufbeschworen hatte, sich mit der Zeit legte, ohne daß er aber seine Überzeugung aufgegeben hätte.

Es kommt uns hier nicht darauf an, die Frage zu entscheiden. Wenn ich recht sehe, hat die protestantische Theologie gelernt, sie in dieser Form auf sich beruhen zu lassen und zu den davon noch unberührten biblischen Aussagen zurückzukehren. Sie kommt für uns aber insofern in Betracht, als in Bern im Jahr 1684 offiziell das Bibelwerk eines Theologen übernommen worden ist, dem man in einem damals wichtigen Punkt neun Jahre vorher noch entschieden widersprochen hatte<sup>36</sup> und dessen Vorlage Rudolf in diesem Punkt dann auch sorgfältig revidiert hat. Wir haben damit das Rätsel, welches einem die Einführung ausgerechnet der Piscatorbibel in Bern aufgibt – warum hat Bern den Zürcher Vorschlag, gemeinsam die Froschauerbibel nachzudrucken, nicht aufgenommen? –, dieses Rätsel haben wir damit nur noch vergrößert.

Übertreiben aber wollen wir es dabei auch wieder nicht. Denn das, was Bern und Herborn, Rudolf und Piscator miteinander verband, überwog das, was sie voneinander trennte, bei weitem. Und jene von dogmatischer Starrheit, um nicht zu sagen Sturheit, geprägte Zeit, wie ein ebenso starres Bild das immer wieder wahrhaben will, war die Zeit der Orthodoxie, zumal diejenige Johann Rudolf Rudolfs, nun doch nicht. Da wurde mit Ernst – wir würden heute sagen: engagiert –, mit Leib und Seele, nicht nur mit dem Kopf, Theologie getrieben. Da stritt man sich auch, rang miteinander um die Wahrheit. Da ging man im Eifer des Gefechts auch einmal zu weit, tat, ihm nach-denkend, dem Evangelium Gewalt an. Aber *zerstritten* hat man sich nur im äußersten Fall. Man war sehr grundsätzlich, aber man wußte zu differenzieren.<sup>37</sup> Das Thema «Piscator

<sup>35</sup> *Alexander Schweizer*, Die protestantischen Centraldogmen (Anm. 5), 16f. *Otto Ritschl* (Anm. 5) 260.

<sup>36</sup> *Mezger* (Anm. 24) 290f. hat diesen Zusammenhang gesehen, ist ihm aber nicht weiter nachgegangen. *Max Geiger* (Anm. 30) hat herausgearbeitet, daß und wie Piscator in der Konsensusformel abgelehnt wird, ohne aber diesen Vorgang mit der Einführung der Piscatorbibel in Bern in Verbindung zu bringen.

<sup>37</sup> Es mag der Eindruck entstehen, als würde das harte Schicksal, das den bernischen Pietismus nur ein gutes Jahrzehnt nach der Einführung der Piscatorbibel getroffen hat, zu dieser grundsätzlich positiven Würdigung der Orthodoxie, zumal der Späorthodoxie, im Widerspruch stehen (vgl. dazu mein in Anm. 13 erwähntes Buch). In Wirklichkeit hat aber gerade der Vertreter der Späorthodoxie innerhalb der gegen den Pietismus eingesetzten Religionskommission, Johann Rudolf Rudolf, für dessen Anliegen einiges Verständnis gezeigt. Der bernische Pietismus ist nicht in erster Linie an der späorthodoxen *Theologie*, sondern am *Staatskirchentum* seiner Zeit gescheitert.

und Bern liefert dafür ein eindrückliches Beispiel: Man war in Bern mit Piscator nicht auf der ganzen Linie einer Meinung. Aber das hinderte einen nicht, seine Bibelübersetzung als das zu würdigen, was sie war: eine solide, höchste Achtung gebietende und höchste Ansprüche stellende theologische Leistung – für das Volk.

Das hat in Bern, soweit ich sehe, niemand bestritten, nicht einmal die Pietisten, die doch bereits ein Jahrzehnt nach der Einführung der Piscatorbibel den Plan faßten, ein eigenes Bibelwerk zu schaffen.<sup>38</sup> Das richtete sich aber nicht gegen die Piscatorbibel, sondern gegen die Kirche, mit deren *Bibelauslegung* man über weite Strecken nichts mehr anzufangen wußte. Man wollte genau das haben, was man seinerzeit dem Piscatorschen Bibelwerk bewußt abgezuckt hatte: eine Bibel mit erbaulichen Lehren. Nun, der Plan ist ein Plan geblieben. Wie sehr aber auch die Pietisten Piscator geschätzt haben, mag man daraus entnehmen, daß Samuel Güldin, als er 1710 nach Pennsylvania auswanderte, dessen Übersetzung mit sich nahm. Er hat in einer Schrift, die 1774 in Germantown erschienen ist, dann auch daraus zitiert.<sup>39</sup>

#### IV

Wir sind von Johann Rudolf Rudolf ausgegangen, haben uns mit Johannes Piscator befaßt und dann zwischen diesen beiden und ihren Zeiten eine Beziehung herzustellen versucht. Zum Schluß nun noch ein paar ganz und gar nicht abschließende Worte, Impressionen gleichsam.

Ich hatte, während ich mich mit meinem Thema beschäftigte, nächtlicherweile mit einem Mal eine fixe Idee: Wie, wenn das Buch, das da im kompositorischen Zentrum des Dünzschens Gemäldes leuchtet, nicht das Donatorenbuch der Bibliothek, sondern die Piscatorbibel wäre? Natürlich war es eine Niete, die ich da im Halbschlaf gezogen hatte, denn das safianrote Prachtexemplar, das in unserer Bibliothek verwahrt wird, von dem Adolf Fluri spricht<sup>40</sup> und das mich zu dieser Idee verleitet hat, besteht aus mehreren Quartbänden. Nein, das Buch, das da auf dem Tisch liegt, ist das Donatorenbuch. So paßt es auch zu den Herren, die hier ihre Sitzung abhalten: Man ist stolz auf die neue Bibliothek. Warum sollte man es auch nicht sein? Man war auch stolz auf die eigene Staatsbibel, wie ehemals auf die Glasgemälde und das Chorgestühl im Münster. Alles

<sup>38</sup> *Rudolf Dellsperger* (Anm. 13) 82.

<sup>39</sup> *Samuel Güldin*, Unpartheyisches Zegnuß Über die Neue Vereinigung Aller Religions-Partheyen in Pen-Sylvanien, Germantown 1744, 74–76. *Rudolf Dellsperger*, Kirchengemeinschaft und Gewissensfreiheit. Samuel Güldins Einspruch gegen Zinzendorfs Unionstätigkeit in Pennsylvania 1742: Hoffnung der Kirche und Erneuerung der Welt, Festschrift für Andreas Lindt, Göttingen 1985, 40–58 (Pietismus und Neuzeit 11).

<sup>40</sup> *Adolf Fluri*, Bern und die Piscatorbibel (Anm. 24) 281.

zur höhern Ehre Gottes – und wenn davon etwas für einen selber übrigbleibt, dann hat man nichts dagegen...

Das Dünzschke Gemälde hält eine Welt, einen Kosmos, fest, den die nachfolgenden Generationen weder festhalten konnten noch wollten. So kam es, daß die Bestände der nicht nur aus Büchern bestehenden Sammlung, die im Bild noch beisammen sind, in dieses und jenes Museum ausgewandert sein mögen. Die Professorengemälde sind vom alten Barfüßerkloster zu Beginn unseres Jahrhunderts in den Hörsaal 5 der damals neuen Universität gebracht worden – dort haben wir sie noch gesehen –, von da dann ins erste Untergeschoß der Stadt- und Universitätsbibliothek und von da noch tiefer in den Kulturgüterschutzraum, wo sie, zusammen mit wertvollen Exemplaren der Piscatorbibel und anderen Schätzen, verwahrt und vor allfälligeren menschlicher Unvernunft geschützt werden (müssen).

Die Piscatorbibel hat ihre Zeit gehabt, hat ihren Dienst, ihren großen Dienst, getan.

Aus der einen Bibliothek sind viele Bibliotheken geworden, aus der einen Wissenschaft ein ganzer Kranz von Wissenschaften, aus der Hohen Schule eine Akademie und aus dieser vor 150 Jahren eine Universität. Irreversible Geschichte, präsent beileibe nicht nur, aber auch in Daten: 1984 – 500 Jahre Huldrych Zwingli; 300 Jahre Piscatorbibel; 150 Jahre Universität Bern; 50 Jahre theologische Erklärung von Barmen. Dies alles steht sehr wohl in einem Zusammenhang, läßt sich, historisch betrachtet, in einem Satz wie in einem perspektivischen Fluchtpunkt sammeln. Ich meine *den* Satz, auf den man sich hier, im alten Barfüßerkloster, im Jahr 1528 verpflichtet hat, der von Zwingli inspiriert ist, aus dem an dessen 200. Geburtstag die Berner Piscatorbibel so gut wie später die Universität hervorgegangen sind, der in der Barmer Erklärung wieder anklingt<sup>41</sup> und in dem sogar das Motiv der *oboedientia* mitschwingt, nur nicht als abstrakter Begriff, sondern als Verb im Praesens:

«Die heylig Christenlich Kilch /  
deren eynig haupt Christus /  
ist uß dem *wort Gottes* geborn /  
im selben belybt sy /  
und *bört* nit die stīm eines frömbden.»<sup>42</sup>

PD Dr. Rudolf Dellsperger, Birkenweg 12, 3125 Toffen

<sup>41</sup> *Gottfried W. Locher*, Die Stimme des Hirten: Oskar Farner, Erinnerungen, Zürich 1954, 111–115.

<sup>42</sup> 450 Jahre Berner Reformation. Beiträge zur Geschichte der Berner Reformation und zu Niklaus Manuel, hg. v. Historischen Verein des Kantons Bern, Bern 1980, 152 (Hervorhebungen von mir).